Ein Glücksfall

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Bauen, Wohnen, Leben**

Band (Jahr): **- (1961)**

Heft 44

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-651225

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

liche Lichtpunkte im Schanzengrabenraum von morgen.

Aus der Vogelperspektive erblickt man die Möglichkeiten für die Streuung der weiteren flachen und höheren Bauten, der «Umsiedelung» und «Umpflanzung», vor allem die geschwungene Linie der Flanierpromenade, die Werner Stücheli schon seit mehr als zehn Jahren verficht. Die Route des Fußgängerweges liegt organisch vor unseren Augen: sie reicht von den Quaianlagen bis zur herrlichen Großplatane bei der Geßnerbrücke. Dem Wasser des Grabens entlang reiht sich, auf den Uferseiten wechselnd, Gesträuch an Gesträuch, Buschwerk an Buschwerk, Baum an Baum. Eschen ragen hoch, barocke Platanen bilden prächtige Blattwerke, Ulmen und Kastanienbäume verschiedener Sorten, Kiefern und Birken recken und strecken sich zum Himmel. Wipfelnde Kronen reichen einander freiragend ihre Aeste und Zweige. Im Botanischen Garten mischt sich exotisches Gehölz in den Grünraum. Gegenüber der «Schanze» bildet die Gruppe der Bergulme und Eiche, des männlichen Ginkgobaumes und der einfachblätterigen Abart der Robinie eine hochrankende, weitfächernde natürliche Gegenleistung zur Architektur und Baustruktur des Hauses «Zur Schanze». Drei neugepflanzte, in saftigem Humus wurzelnde, großblätterige *kanadische Silberpappeln*, die das Hochhaus spielerisch umranken, tragen die grüne «Melodie» der Baumgruppen des Schanzengrabens und des Botanischen Gartens munter weiter und verbinden sich mit den Baumstars im idyllischen Basteipärklein.

Oben auf der aussichtsreichen luftigen Höhe der «Schanze» wird uns sehr klar bewußt, wie bedeutsam die neuen architektonischen und baulichen Leistungen am Schanzengraben, *von der Bleicherwegbrücke an wasserabwärts*, sind. Sowohl baupolitisch wie städtebaulich sind sie hoch einzuschätzen! Die Zürcher Bevölkerung ist dankbar dafür, daß der schöpferische Wille zur großzügigen Auflockerung und harmonischen Raumgestaltung vor den vielen und zähklebrigen Schwierigkeiten nicht kapitulierte. Das ist vor allem auch den für die sehr *komplexen* Bedingungen der Neuzeit aufgeschlossenen Bauherren, der *AG Hatt-Haller* (Erstellung der «Bastei») und dem *Baukonsortium zur Schanze* (Erstellung der «Schanze») zu verdanken.

Seit der Pressekonferenz des Baukonsortiums «Zur Schanze» am 25. Juni 1957 sind bald vier Jahre vergangen. Es lohnt sich, heute hier aus unserem journalistischen Filmarchiv eine interessante Rückblende vorzuführen. Damals wurde der Presse folgendes Leitbild vermittelt:

«Planer und Architekten sind sich heute durchaus einig, daß der Schanzengraben im Rahmen des Möglichen zu einem sinnvollen Grünzug ausgebaut werden soll, dessen Bedeutung nicht nur in städtebaulicher Hinsicht, sondern auch *biologisch* unbestritten scheint. Die schon viel diskutierte Idee einer Fußgängerpromenade vom See zum Bahnhof entlang dieses Wassers darf nicht mehr aufgegeben werden. In diesem Zusammenhang ist eine besonnene Gestaltung der zukünftigen Bauten im Raume des Schanzengrabens von großer Bedeutung. Es scheint wesentlich, den geplanten Grünzug, wo anhängig, auch behaglich *in die Breite* greifen zu lassen (auf unserem *Modellbild* nebenan ist diese Breite ersichtlich), und dieses Reservat von Bäumen und Pflanzen bedeutender zu gestalten. Ein In-die-Tiefe-Greifen von Freiflächen kann ermöglicht werden, wenn auf den begrenzenden Privatgrundstücken *kubisch* in freier Form gebaut werden darf. Ein Hochhaus z. B. läßt in Kompensation zu seiner intensiven Auswertung der Vertikalen weiträumigere Gestaltung in der Horizontalen zu. Es lassen sich *Durchblicke* erzielen, die den Schanzengraben-Grünzug optisch und auch effektiv stark ausweiten, was bei der orthodoxen Bebauung unmöglich ist.»

Ganz im Sinn und Geist dieser Ueberlegungen wurde die kombinierte Ueberbauung an der Tal-/Pelikanstraße entwickelt und realisiert. So entstand das bereits oben erwähnte neue, seit kurzer Zeit teilweise bezogene Geschäftshaus «Zur Schanze». Die dort abgebrochenen zwischen 1875 und 1878 im neoklassizistischen Stil erstellten Wohnhäuser Talstraße 63 und 65 und Pelikanstraße 41 waren gebaut worden, als der Kanton den Truppenübungsplatz aufgab, der an jener Stelle nach dem Schleifen der alten Schanze hergerichtet worden war. Die Bauten hatten keine historische Bedeutung. Sie beherbergten indessen zwei bekannte Persönlichkeiten aus dem Leben Zürichs, nämlich *Hans Pestalozzi*, Stadtpräsident im Zeitpunkt der ersten Eingemeindung (1891 bis 1893) sowie *Dr. Otto Haab*, den bekannten Professor der Ophtalmologie und Direktor der Universitätsaugenklinik Zürich, der 1904/05 auch Rektor der Universität war.

Die Nachkommen von Prof. Otto Haab, Eigentümer der oben erwähnten überalterten und abgenützten Liegenschaften und die «Schweiz», Allgemeine Versicherungs-Aktiengesellschaft, Zürich, schlossen sich in der Folge zum Baukonsortium «Zur Schanze» zusammen. Nachdem von der Kirchgemeinde St. Peter noch das Haus Talstraße 61 erworben werden konnte, stand ein zusammenhängendes Areal zur Verfügung. Dank der Aufgeschlossenheit der Beteiligten und der Unterstützung durch die zuständigen Behörden konnte von der üblichen Randbebauung abgesehen werden. Das nun realisierte Projekt mit seiner harmonisch ausgewogenen, städtebaulich befriedigenden Gestaltung ist sehr erfreulich, nicht zuletzt auch deshalb, weil die gesetzlich mögliche Ausnützung nicht voll ausgeschöpft worden ist.

Abgesehen von den für die «Schanze» verantwortlich zeichnenden Architekten SIA, R. A. *Herter* und Werner *Stücheli*, hatten die Mitglieder des Ausschusses des Baukonsortiums «Zur Schanze» manche harte Nuß zu knacken, bis die bunten Bänder am Aufrichtebaum hoch über dem Schanzengraben lustig flattern konnten.

Im Hochhaus «Zur Schanze», das durch seine architektonische Struktur und die Wahl der Materialien ausgesprochen leicht wirkt, wird der erste Versicherungsladen unter dem Namen *Versicherungs-Center* der «Schweiz», Allgemeine Versicherungsaktiengesellschaft, Zürich, eingerichtet. Im Sinne einer Verbesserung des Kundendienstes möchte diese Gesellschaft jedermann die Möglichkeit bieten, sich in einem gut eingerichteten Laden von fachmännischem Personal über alles betreffend Versicherungen (im weitesten Sinne) zu informieren. Selbstverständlich können an Ort und Stelle auch Versicherungsverträge abgeschlossen werden, was für manchen eiligen Geschäftsmann von Vorteil sein kann.

Unser kritisch prüfender Augenschein der Gesamtsituation, zu dem wir nach unserer Schau aus der Vogelperspektive noch Lust hatten, überzeugte uns davon, daß die Konzeption der kombinierten Ueberbauung an der Tal-/Pelikanstraße der Idee der Auflockerung des Schanzengraben-Grüngürtels harmonisch entspricht. Wir hoffen, daß auch die weiteren Etappen bald in Angriff genommen und so gestaltet werden, daß wir nicht mehr allzu lange auf die ersehnte *Promenade am Schanzengraben* warten müssen. Auch in Zürich haben wir städtebauliches Chlorophyl dringend nötig ...

BWL

Die Schanzen von Zürich

Bis ins 17. Jahrhundert wurde die bis dahin organisch gewachsene Stadt Zürich zu Schutz und Wehr in verschiedenen Etappen mit Mauern, Türmen, starken Toren und tiefen Graben umgeben. Ein eindrückliches Bild dieser dritten Stadtbefestigung, also vor Beginn des Schanzenbaues von 1642 bis 1678, zeigt der Stadtplan Jos. Murer's von 1576. Diese Fortifikation genügte bei der mächtigen Entwicklung des Geschützwesens und neuer Anforderung der Kriegskunst jedoch nicht mehr. Die Zeiten waren ernst. In Deutschland tobte der Dreißigjährige Krieg. Mit Angst und Bange sahen die Evangelischen das Fortschreiten der katholischen Macht jenseits des Rheins. Sie befürchteten, auch vom Kriege ergriffen zu werden. Teilnahme und Trauer wegen des schlimmen Schicksals ihrer Glaubensgenossen im Reich ergriffen alle Reformierten. Daher wurden die rohen Lustbarkeiten abgetan und, auf Betreiben des Oberhauptes der zürcherischen Kirche, Antistes Joh. Jak. Breitinger, zu Stadt und Land im Herbst 1619 (im selben Jahr, da auch das erste Reformationsfest im Januar gefeiert worden war), Fast- und Bettage gefeiert, woraus allmählich ein allgemeiner, evangelischer «Bettag» und nach und nach die schöne Sitte des eidgenössischen Dank-, Buß- und Bettages hervorgegangen ist.

Antistes Breitinger suchte 1629, nachdem schon vorher Projekte an den Rat eingereicht worden waren (u. a. auch eines des Hugenottenflüchtlings Jean Jaques Desseres) dringend, eine heilsame Besserung durch Anlegung einer neuen, *vierten* Stadtbefestigung als «des eidgenössischen Standes Haupt und Herz» herbeizuführen. Doch nur langsam und bedächtig, wie es im Zuge der damaligen Zeit lag, ging man an die Verwirklichung des großen Werkes, dessen Errichtung zu jener Zeit für ein Meisterwerk der Kriegskunst betrachtet wurde.

So kam der 30. April 1642, der Tag der feierlichen Inangriffnahme der großen Unternehmung, die auch das Gebiet außerhalb der eigentlichen Ringmauer umfassen sollte. Morgens 6 Uhr versammelten sich die Mitglieder des Direktionsrates mit Ingenieur Johannes *Ardüser* als einem der Projektverfasser, dem Karthographen Hans Konrad *Gyger*, sowie Angehörigen des Kleinen und Großen Rates. Begleitet von zahlreichen Bürgern gingen die Herren mit Pfarrer Ulrich den Graben (heute Seilergraben) hinab in Amtmann Edlichbachs Gut zum Stampfenbach (heute Auf der Mauer genannt), postierten sich dort und ließen die gedingten Arbeiter, die durch Trommelschlag besammelt worden waren und mit Pickeln, Schaufeln und Schiebkarren dahergezogen kamen, an sich vorbeidefilieren und sich in den Ring stellen. Statthalter Rahn hielt eine *«zwar kurtze, doch treffe und vast zierliche red»*, wandte sich dabei namentlich an die Werkleute und ermahnte sie zu fleißiger, treuer Arbeit, da daran die Wohlfahrt des gemeinen Vaterlandes und vieler bedrängter evangelischer Religionsgenossen gelegen sei. In der anschließenden Predigt von Pfarrer Ulrich ging dieser von den Worten aus: «Wan der Herr daß Hauß mit bouwt, so arbeitend die umbsonst, so daran bouwend. Wo der Herr nit die Stadt behüetet, so wachet der Wächter umbsonst.»

Dann entledigten sich sämtliche Mitglieder des Direktionsrates ihrer Mäntel und taten einer nach dem andern die ersten Spatenstiche, womit der große Bau begonnen war. Dieser ganzen Eröffnungsfeier blieb der eigentliche Projektverfasser, der 1616 geborene, 26jährige Aristokrat *Hans Georg Werdmüller*, fern. Vom Gebiete des Stampfenbachs, wo die Arbeiten also ihren Anfang nahmen, wurden die Bauarbeiten unter Leitung von Ardüser und Werdmüller zu den Hängen des Zürichbergs, dann längs dem «Rämi» hinab, über die Hohe Promenade, nach Stadelhofen geführt, somit die rechtsufrige Stadt umschlossen.

Aus den Akten ergibt sich, daß die Bauleitung nicht ein Bollwerk nach dem andern in Angriff nahm, sondern in erster Linie bestrebt war, Wall und Graben zu erstellen, denn waren diese im Rohbau einmal um die Stadt gezogen, konnte im Falle einer kriegerischen Verwicklung das Werk in Eile notdürftig zur Verteidigung hergerichtet werden. Einzelne fertige Bollwerke hätten zum Schutze Zürichs nicht viel geholfen. Ende 1643 war der Erdbau im Rohen größtenteils, Ende 1646 die ganze rechtsufrige Fortifikation zur Hauptsache beendet.

Anfangs 1647 wurde der *Erweiterungsgürtel* nach dem Plan Werdmüllers mit der Umfassung der linksufrigen Stadt fortgeführt. Dieser umschloß das Thalackerquartier, ein Teil des Gebietes zwischen Fröschengraben und Sihl, entlang dem Schanzengraben, der, vom See gespeist, nahe dem westlichen Brückenkopf, der heutigen *Bahnhofbrücke*, in die Limmat mündete. Beim *«Papierwerd»*, dort, wo heute der *Globus-Neubau I* sich befindet, näherte er sich dem alten Befestigungsgürtel.

Diese Schanzen bilden ein kompliziertes System von Erdbefestigungen, das eine stärkere Abwehr des Feindes in verschiedenen Richtungen ermöglichte. Die Außenseite und unteren Teile der Wälle waren durch Mauern «verkleidet», die übrigen, aus Erde bestehenden Teile ließ man mit Gras überwachsen. Die Bollwerke standen auf fünfseitigem Grundriß, sie waren spitz- oder stumpfwinklig. Natürlich fehlten auch die Wachthäuschen nicht.

In ruhigen Zeiten waren die Wälle der Festung ohne jegliche artilleristische Bestückung. Erst bei drohender Gefahr wurden die Geschütze auf die Schanzen transportiert, wie z. B. wieder 1795 während des Stäfener Handels, oder 1798 beim Untergang der alten Eidgenossenschaft.

Die Feuertaufe

1802 aber, als die helvetischen Truppen General Andermatts die Stadt mit Kanonen beschossen, bestand das Befestigungssystem seine Feuertaufe. Es war die erste und zugleich letzte eigentliche Beschießung. Nach Ende des 18. Jahrhunderts verloren Zürichs Festungswerke beträchtlich an Wertschätzung. Sie waren des öftern Gegenstand der Kritik. Sogar von Stadtbewohnern wurden sie als unnütz gescholten. Im Hinblick auf die sich entwickelnde Industrie wurde sie als lästiges *Verkehrhindernis (!)* empfunden. Zu Anfang der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts begann der sehr harte

Kampf um Erhaltung oder Schleifung.

Die Landbevölkerung, forderte die Schleifung! Nach langem Hin und Her, heftigen Polemiken und Zeitungsartikeln wurde durch Großratsbeschluß vom 30. Januar 1833 die Niederlegung des nach französischem Muster angelegten, so stolzen Befestigungssystems durchgeführt, die alten Straßen erweitert und die Anlage neuer Zugänge und Straßenzüge verwirklicht. Bis auf wenige Reste sind die Schanzen verschwunden. Nur der «Schanzengraben», das «Bauschänzli», die «Katz» beim Botanischen Garten (mit den beiden noch vorhandenen Kasematten mit Schießlöchern in der Einfassungsmauer des Schanzengrabens) sowie die «Hohe Promenade» erinnern noch an das große Bauwerk des 17. Jahrhunderts.

Oskar Schaub

Ein Glücksfall

Es ist ein besonderer Glücksfall für Zürich, daß es außer den beiden natürlichen Wasserräumen *innerhalb* der Stadt, dem *Limmat*raum und dem *Sihl*raum, einen dritten Wasserraum, den des Schanzengrabens, besitzt. Ein Glück ist es auch, daß man seinerzeit, als man partout den Schanzengraben zudecken und für Fahr- und Parkzwecke verwenden wollte, diesem reinen technischen Zweckruf nicht nachgegeben hat. Es ist aber auch richtig, daß diejenigen, die für den Städtebau schließlich verantwortlich sind, einen großen Unterschied im Bebauungsplan machen zwischen dem *Limmatraum* und dem *Schanzengrabenraum*. Heute pflichtet die Mehrheit der Bevölkerung dem Standpunkt des städtischen Baukollegiums bei, daß bei der weiteren Ausgestaltung des Limmatraumes einerseits und des Schanzengrabens anderseits ganz klare *Differenzierungen* gemacht werden.

Mit Recht wird der *Limmatraum* mit seinen markanten, schönen Kirchenbauten und Zunfthäusern und dem Rathaus, als schönste bauliche *Ueberlieferung* aus der Vergangenheit der Stadt Zürich bewertet. Mit ebensoviel Recht nimmt daher jeder echte, der Tradition ihren Respekt bezeugende Baubeflissene im Limmatraum taktvolle Rücksicht auf das Bestehende, soweit es natürlich ausreichende Werte und Schönheiten besitzt.

Der dritte Wasserlauf innerhalb der Stadt ist also ein ganz besonderer Glücksfall für Zürich. Nicht nur für die städtebauliche Auflokkerung im Sinn und Geist der Gestaltung des *«neuen»* Zürich. Das Glück besteht auch darin, daß wir mit dem Schanzengraben einen großen *Chancengraben für munteres Wasserleben* haben; denn es ist wahr: *Hätten wir das Wasser nicht, so hätten wir kein Leben.*

In der jüngsten Zeit hat die Erkenntnis von der allumfassenden Urbedeutung des Wassers für unser tagtägliches Leben, auch in der Schweiz, nicht zuletzt in der Stadt Zürich, wieder an Bedeutung gewonnen. Wasser ist derjenige Faktor, dem vor allem für das *Wachstum* eine überragende Bedeutung zukommt. Auch bei sonst günstigem Nährstoffvorrat, so erklärt Erich *Hornsmann* im Dalp-Taschenbuch: «Wasser, ein Problem jeder Zeit», tritt an ihm Mangel und dadurch Ernteminderung ein, wenn in warmen Sommerwochen nicht rechtzeitig Niederschläge dem Bodenwasser Ergänzung bringen. Wasser ist zu jeder Zeit ein Teil unseres Körpers. Es und wir sind sodann eins. In der Sprache ist dieses Wissen erhalten geblieben. *Humor*, jene Kostbarste der Gaben, die das Geschick dem Menschen mit auf den Lebensweg geben kann, stammt vom lateinischen Wort *Umor* = das Naß, die Feuchtigkeit. *Es ist ein eigenartiger Reiz, der vom Humor und vom Wasser ausgeht.* Mancher fand ihn erst aus der Erinnerung, als er durch fremde Steppen zog.

«Wie Samt berührt das Wasser unsere Haut», so sagt Hornsmann weiter, wenn wir sanft den Arm einsenken. Wie Körner aus Stein trifft es das Gesicht, wenn wir auf dem Motorrad durch einen Regenschauer eilen. Die Wasserlache reicht aus, um Mond und Sterne einzufangen, und selbst der Asphalt der großen Stadt wirkt zauberhaft, wenn regennaß die Produkte der Technik sich in ihm spiegeln. *Wie ändert der Baum Farbe und Gestalt*, wenn er von Tau oder Regen benäßt ist, oder wenn er unter Schnee und Rauhreif sich beugt.»

Mit Absicht heben wir diese Bedeutung des Wassers hier wieder einmal hervor — um bewußt auf den *Glücksfall* Zürichs zu weisen, daß es außer Limmat und Sihl noch einen dritten Wasserlauf, eben den Schanzengraben besitzt.

Weil unser schöner gebrochener Zürcher Schanzengraben kein schnurgerader Wehrkanal ist, sondern eine geschwungene grüne Linie, ist seine Existenz für unsere weitere städtebauliche Entwicklung von Wichtigkeit, ja ein ausgesprochenes Glück; denn Hornsmann hat recht, wenn er schreibt:

«Jede Wasserfläche, ob still als Brunnenspiegel mit Seerosen, ob als versumpfter Teich mit quakenden Fröschen, ob lebendig als Bach oder Fluß oder erhaben als Meer, jede gibt dem Ort ein eigenes Gepräge. Wasser erquickt den, der bei ihm weilt, und regt die Gedanken zu eigenen Wegen an. «Gewässer aber rieseln herab, und sanft ist hörbar dort ein Rauschen den ganzen Tag», sagt Hölderlin.»

BWL